



Prof. Dr. Klaus Mehnert
10. Oktober 1906 – 2. Januar 1984.
Deutscher Politikwissenschaftler und
Publizist. Studium der Geschichte mit
Schwerpunkt Russland. Promotion,
Sekretär des DAAD, Bergarbeiter.
1931–1934 Generalsekretär der Deut-
schen Gesellschaft zum Studium Ost-
europas. 1934–1941 als Korrespondent
deutscher Zeitungen in Moskau.
1936–1937 Gastprofessor in Berkeley,
1937–1941 Professor in Honolulu,
1941–1945 in Shanghai. Dort 1945
interniert. Ab 1946 wieder in Deutsch-
land, war Mehnert als Publizist tätig
und 1961–1972 als Professor in Aachen.
Zahlreiche Veröffentlichungen zu
osteuropäischen und fernöstlichen
Themen.

Professor Dr. Klaus Mehnert

*Direktor des Instituts für Politische Wissenschaft der Rheinisch-Westfälischen
Technischen Hochschule Aachen*

«Der Konflikt Peking/Moskau und die Welt»

Herr Professor Stödter, Sie haben mir viele Komplimente gemacht; darf ich sagen, dass ich noch nie mit so viel Humor und Witz eingeführt worden bin wie eben durch Sie. Herzlichen Dank! – Meine Damen und Herren! Es ehrt mich und es ruft auch ein wenig ein Gefühl der Beklommenheit in mir hervor, wenn ich vor so vielen Menschen stehe, die offenbar etwas von mir erwarten, was ich Ihnen vielleicht gar nicht zu geben vermag. Ich werde keine Sensationen liefern, vielleicht Ihnen nicht einmal neue Informationen. Im Zeitalter des Fernsehens kann man nicht mehr sagen: Wer eine Reise tut, der kann etwas erzählen. Denn bis er nach Hause kommt, haben es die anderen schon längst im Fernsehen gesehen, vielleicht viel genauer gesehen – weil durch die Kamera, die auf den Mund des betreffenden Politikers gerichtet war – als derjenige, der diese Reise unternommen hat. Was ich Ihnen zu bieten habe für das Thema Peking und Moskau, ist, dass ich eben in beiden Ländern, über 35 Jahre verteilt, je fünf Jahre zugebracht habe, dass ich mich seit meiner Studentenzeit, seit meiner Doktorarbeit mit dem russisch-chinesischen Problem befasse, dass ich es nicht nur aus den Dokumenten studiere, sondern durch häufige Reisen, auch in die Gebiete, in denen sich die russischen, die chinesischen Kräfte schneiden, berühren: Außenmongolei, Japan, Vietnam, Kambodscha, Laos, Pakistan, Rumänien und wie all die Länder heißen, in denen sich dieser Konflikt Peking und Moskau in den letzten Jahren abgespielt hat.

Das Thema «Konflikt Peking/Moskau und die Welt» besteht aus zwei Themen: dem Konflikt Peking/Moskau und seinen Auswirkungen auf die Welt. Über das Wesen des Konfliktes möchte ich mich hier nicht verbreiten; ich glaube, dass das allgemein nunmehr wohlbekannt ist. Wir haben die Zeit lange hinter uns gelassen, wo wir uns fragten: Ist denn das wirklich ein Konflikt? Tun sie vielleicht nur so? Wir wissen, dass es ein Konflikt ist. Ich würde sogar behaupten, dass es einer der schärfsten, tiefst reichenden Konflikte dieser 60er Jahre ist, weit schärfer als der russisch-amerikanische Konflikt, vergleichbar etwa unserem Konflikt mit Ulbricht an Schärfe und Intensität. Es ist also ein Konflikt – darüber brauche ich gar nicht mehr zu sprechen –, und zwar ist es ein Konflikt hegemonialer Art, eine Auseinandersetzung zwischen zwei Weltmächten, einer, die es heute schon ist, der Sowjetunion, und einer zweiten, die auf dem Wege ist, eine Weltmacht zu werden, China. Ein Konflikt zwischen zwei Weltmächten um die Vorherrschaft im kommunistischen Bereich und damit – da sie ja damit rechnen, dass eines Tages die Welt kommunistisch sein wird – in der Welt überhaupt.

In diesem Konflikt hegemonialer Art um die Führung in der Welt von morgen bedienen sich die beiden Seiten aller Mittel, deren sie habhaft werden können. Zu diesen Mitteln gehören zum Beispiel Gebietsforderungen der Chinesen an die Russen in Ostsibirien, gehört der Abzug der russischen Experten 1960 von einem Tag auf den anderen – tausender – aus China, gehört die Drosselung des russischen Exports nach China (das kleine Kuba erhält mehr Waren aus der Sowjetunion als das riesige China), gehört auch, natürlich, die Auseinandersetzung ideologischer Art; denn in einer Welt wie der kommunistischen, in der der Führungsanspruch eng gekoppelt ist mit dem Anspruch, die Lehre richtig – und zwar richtiger als der Konkurrent – zu interpretieren, muss man auch mit ideologischen Argumenten fechten. Und schließlich die Auseinandersetzung um die Gefolgschaft der Dritten Welt – der neutralen Welt, wie man früher sagte: Ist Moskau das Modell für sie, die sowjetische Entwicklung der letzten bald 50 Jahre, oder ist es China? Das alles sind Instrumente dieser hegemonialen Auseinandersetzung. So jedenfalls stellt es sich mir dar.

Genug der Einleitung.

Ich möchte nun diesen Konflikt Peking/Moskau unter vier Stichworten, die gleichzeitig einen historischen Ablauf der letzten fünfviertel Jahre darstellen, abhandeln. Stichwort eins: Sturz Chruschtschows. Stichwort zwei: Verschärfung des Vietnam-Konflikts fast auf den Tag vor einem Jahr, als das Bombardieren Nordvietnams einsetzte. Stichwort drei: die Algerien-Konferenzen, die ja dann nicht zustande kamen, im letzten Sommer. Und Stichwort vier, nun, ich würde sagen: der ideologische Bruch, der sich seit der neuen Verschärfung zwischen Peking und Moskau seit dem 11. November 1965 vollzogen hat. – Dies also die vier Stichworte, unter denen ich den Konflikt hier abhandeln möchte, ehe ich dann zum zweiten und kürzeren Teil komme: Was bedeutet dieser Konflikt für die Welt?

Chruschtschows Sturz:

Ich bin der Überzeugung, wenn ich das auch nicht beweisen kann, dass der Sturz Chruschtschows mit dem chinesisch-sowjetischen Kampf verbunden ist. Die Männer um Chruschtschow haben sich – so vermute ich – im Laufe des vergangenen Sommers gesagt: wir müssen einen Versuch machen, den Konflikt mit Peking beizulegen oder zumindest zu entschärfen; und mit Chruschtschow ist uns das nicht möglich. Chruschtschow hatte sich so verrannt in einen ganz persönlichen Hass gegen Mao und die Männer um Mao und gegen die Politik, die Peking machte; er führte einen so persönlichen Krieg mit Peking, dass eine Beilegung des Konfliktes, solange er an der Spitze der Sowjetunion stand, nicht vorstellbar war. Im vorletzten Sommer war ihm ja dann schließlich die Geduld gerissen unter den ununterbrochenen Angriffen der Chinesen, die ihm jedes Wort im Munde umdrehten, ihn immer wieder zum Verräter an der Sache des Kommunismus stempelten, sodass er auf den Dezember vergangenen Jahres – auf den 15. Dezember 1964 – eine Weltkonferenz zunächst von 26 kommunistischen Parteien nach Moskau einberief, um dort nun endlich Klarheit zu schaffen und – wie er hoffte – China entweder zur Raison zu bringen, das heißt zur Anerkennung der Führung der Sowjetunion oder aus der kommunistischen Gemeinschaft auszuschließen. Als Anfang Oktober 1964 nur eine Handvoll Zusagen der Eingeladenen vorlag und von anderen sehr bedingte Antworten gekommen waren, aus denen die Unlust, an einem solchen Unternehmen teilzunehmen, das dann möglicherweise zum Bruch des Weltkommunismus führen würde, sehr deutlich heraususpüren war, da standen die Männer um Chruschtschow vor der Frage, ob sie mit Chruschtschow in das Fiasko der Konferenz vom 15. Dezember gehen wollten oder sich von Chruschtschow trennen wollten, um dann die Konferenz irgendwie vom Tisch zu bringen. Es gab auch noch andere Gründe, die es den Männern um Chruschtschow notwendig erscheinen ließen, sich von diesem Mann zu trennen. Aber ich glaube, dass einer der Gründe der Konflikt mit Peking war. Und so kam es zum Sturz Chruschtschows Mitte Oktober 1964. Für meine These spricht, dass unmittelbar nach dem Sturz Chruschtschows schlagartig alle sowjetische Propaganda gegen China, alle Auseinandersetzungen verbaler Art – in der Presse, in Reden – aufhörten. Damit war, glaube ich, ganz deutlich gezeigt: Was an uns, den Russen, liegt, wollen wir, die Nachfolger Chruschtschows, tun, um diesen Konflikt nicht nur nicht zu verschärfen, sondern zu entschärfen, wir werden uns nicht mehr an diesen öffentlichen Auseinandersetzungen beteiligen; bitte, hört ihr auch damit auf!

Die Chinesen haben Tschou En-lai Anfang November 1964, also wenige Wochen nach dem Sturz Chruschtschows, nach Moskau geschickt, mit der besonderen Absicht, herauszufinden, wie denn nun die Nachfolger Chruschtschows ihre Politik betreiben würden, ob ein Regimewechsel oder nur ein Personalwechsel in Moskau stattgefunden hatte. Wie wir aus einem Pekinger Aufsatz aus dem November 1965 wissen, kam Tschou En-lai mit dem Bericht zurück: Diese Männer sind – und das wurde dann das Stichwort der chinesischen Führung, wenn sie über die derzeitige sowjetische Führung sprachen – diese Männer sind «Chruschtschowisten ohne Chruschtschow»; es hat sich nichts geändert, Chruschtschow ist weg, die Chruschtschowisten sind geblieben.

Trotzdem haben die Chinesen noch einmal den Versuch unternommen, den Kurs in Moskau zu wenden. Sie haben in der zweiten Novemberhälfte 1964 – also nur wenige Wochen nach dem Sturz Chruschtschows – in ihren beiden wichtigsten Zeitungen, der «Pekinger Volkszeitung» und der «Roten Fahne», ihrem ideologischen Organ, gleichzeitig einen Aufsatz veröffentlicht – ohne Signatur, das heißt dann immer, dass er besonders wichtig ist –, in dem den neuen Männern gesagt wurde, unter welchen Umständen China mit ihnen zusammenzugehen bereit wäre. Erst wurde gejubelt über den Sturz Chruschtschows, diesen Clown, wie es dort hieß, der die Szene der Weltpolitik eine Weile eingenommen hatte und der nun da gelandet war, wo er – so schrieben die Chinesen – hingehörte, nämlich auf den Schutthaufen der Geschichte. This is good news, this is very good news, hieß es in der amtlichen Übersetzung ins Englische. Dann wurde gefragt: Warum ist Chruschtschow auf dem Schutthaufen der Geschichte gelandet? Antwort: Auf Grund folgender zwölf Sünden, die er begangen hat. Und dann wurde das, was die Chinesen oft genug schon Chruschtschow vorgeworfen hatten, in zwölf Punkten zusammengefasst: Das Chruschtschow gegen Stalin auftrat, dass er mit Amerika viel zu eng zusammenarbeitete, dass er die Indienfrage falsch beurteilte, dass er mit Tito zusammenging, dass sich unter ihm die Sowjetunion verbürgerlichte und dem Kapitalismus näherte und so fort. Keine neuen Gesichtspunkte, aber schön ordentlich in zwölf Paragraphen zusammengefasst. Und dann der wichtigste Teil des Aufsatzes, der letzte und kürzeste dritte Teil: Aus diesen Gründen landete Chruschtschow auf dem Schutthaufen der Geschichte; wer dieselben Sünden begeht, wird ebenfalls auf dem Schutthaufen der Geschichte landen! Damit war die Herausforderung an die neuen Männer da: Wenn ihr den Kurs Chruschtschows fortsetzt, dann werden wir ebenso unerbittlich gegen euch kämpfen wie gegen Chruschtschow! Die Chinesen haben sich den Sturz Chruschtschows mit an den Hut gesteckt, und sie können das wohl auch bis zu einem gewissen Grade. Niemand hat ihn so mitleidlos jahrelang bekämpft wie sie, und nun lag er am Boden.

In den folgenden Wochen zeigte es sich sehr deutlich, dass die Analyse, die Tschaou En-lai zurückgebracht hatte, zutraf; dass die neuen Männer in der Tat im Wesentlichen den Kurs Chruschtschows fortsetzten. Sie brachten da und dort im Laufe der Zeit Korrekturen an, die aber nicht das Wesentliche trafen. Sie haben zum Beispiel die Beurteilung der Person und das Regime Stalins verändert und nuanciert. Unter Chruschtschow war Stalin nur böse. Heute wird immer noch gesagt, dass er böse und ein Tyrann war und den Kult der Persönlichkeit gepflegt hat und damit zu allen möglichen Untaten gelangte. Aber er wird eben nicht mehr nur schwarz gezeichnet. Vor einigen Wochen in Paris sah ich einen neuen Sowjetfilm, der gleichzeitig in Moskau und Paris angelaufen war: «Die Salve der 'Aurora'» (die «Aurora» war das Kriegsschiff, das 1917 bei der Revolution durch eine Salve auf das Petrograder Winterpalais, wo die Feinde der Bolschewiken saßen, mit zum glücklichen Ausgang der Revolution für Lenin beigetragen hatte), ein historischer Film also, als Vorgriff auf den 50. Jahrestag der Revolution, der im nächsten Jahr gefeiert werden wird. Dort gab es eine Szene am Vorabend der Revolution, in einer Datsche in einem Vorort von Petrograd, wo Lenin und die anderen Führer der Partei debattieren: Soll übermorgen der Aufstand losbrechen oder ist der Zeitpunkt nicht richtig gewählt? Lenin setzt sich dafür ein, andere sprechen dagegen. Und wen sieht man da? Josef Wissarionowitsch Stalin. Von einem Schauspieler dargestellt, wie natürlich auch Lenin von einem Schauspieler dargestellt wird. Er durfte noch nichts sagen; aber immerhin, er durfte schon wieder auftreten und an einer seiner berühmten Pfeife saugen. So weit war er also aus dem Gedächtnisloch – um das berühmte Orwellsche Wort zu gebrauchen – wieder aufgetaucht. Und inzwischen sind verschiedene andere Entwicklungen spürbar geworden, aus denen hervorgeht, dass eine neue Retuschierung, nicht eine Glorifizierung, aber eine Enttäufelung Stalins in die Sowjetunion vor sich geht. Ich bin der Meinung, dass die neue Führung das wegen der Chinesen so macht. Sie macht es aus internen Gründen, und es ist nur klug, meine ich, dass sie mit dieser Verteufelung aufgehört hat und die Gewichte etwas zurechtrückt. Aber es könnte auch als eine freundliche Geste

den Chinesen gegenüber angesehen werden. Nur ändert es nichts für die Chinesen am eigentlichen Konflikt. Sie haben das auch in keiner Weise honoriert. Sie machen sich lustig über solche Bemühungen der Russen und sagen: Das ist alles Augenwischerei (ein beliebter Ausdruck drüben), womit man uns etwas vormachen will, was überhaupt nicht zutrifft.

Also in einigen Punkten dieser Art sind Retuschen vorgenommen worden, im Wesentlichen aber verfolgen die Nachfolger Chruschtschows die Linie Chruschtschows, und es gibt viele und sehr starke Gründe, warum das so ist. Der Chruschtschowismus, dieses Jahrzehnt Politik zwischen dem Tode Stalins und dem Sturz Chruschtschows, ist ja nicht eine Laune eines Mannes namens Chruschtschow gewesen, sondern das Ergebnis der Einsicht eines Mannes namens Chruschtschow und sicherlich auch seiner Umgebung, zu der auch die heutigen Führer der Sowjetunion gehören, in die Tatsache, dass die Welt und die Sowjetunion heute anders sind als in den Tagen Stalins und dass daher die Weltpolitik und die Sowjetpolitik sich unterscheiden müssen von der Weltpolitik und der Sowjetpolitik Stalins. Die Welt ist anders. Sie ist voller Atombomben; das Wort «Koexistenz» hat einen ganz anderen Klang als zu einer Zeit, wo man Kriege immerhin sich noch vorstellen konnte, auch unter Großmächten. Und die Sowjetunion ist anders. Sie ist eben nicht mehr dieser namenlose graue Haufen, sondern sie ist eine sehr hochentwickelte Industrie- und Forschungsgesellschaft geworden, mit einer Pyramide der Sozialstruktur, mit einer sehr prägnanten und auch im geistigen Bereich eigenwilliger werdenden Oberschicht, die materielle Ansprüche stellt. Die materiellen Ansprüche werden auch von den andren höher gesetzt, als vorher. Chruschtschow kam zu der Überzeugung, dass man nun nicht mehr mit den primitiven Methoden vorankommen könne, wie ich sie als junger Journalist zum Beispiel beim Bau von Magnitogorsk am Osthang des Ural bei dem ersten großen Stahlgiganten, wie die Russen das stolz nannten, am Anfang der 30er Jahre erlebt hatte, wo eben mit der Peitsche und dem Revolver industrialisiert wurde, mit einer des Lesens und Schreibens unkundigen Bauernmasse, die von den Dörfern hereingetrieben wurde, einigen Vorarbeitern aus der europäisch-russischen Industrie, deutschen, österreichischen, amerikanischen Ingenieuren. So geht es heute nicht mehr. In einer Industrie- und Forschungsgesellschaft, die, meine Damen und Herren, gestern ein Gerät auf dem Mond weich zu landen imstande war, kann man mit den Menschen nicht mehr so umspringen wie in der Stalin-Zeit. Das hat Chruschtschow erkannt. Er hat die Menschen auch als Konsumenten erkannt und nicht nur als Arbeitstiere, mit allen Konsequenzen, die in den Augen der Chinesen als kapitalistische Auswüchse der Sowjetwirtschaft erscheinen. Nur wenn die Nachfolger Chruschtschows an dieser Grundanalyse der Welt- und Sowjetsituation etwas geändert hätten, hätten sie auch die Politik ändern können. Solange sie aber in dieser Beziehung mit der Analyse Chruschtschows, die sie ja mit entwickelt hatten, übereinstimmten, war eine grundlegende Änderung ihrer Politik in den Punkten, auf die es den Chinesen ankam – etwa im Verhältnis zu Amerika, im Verhältnis zur Weltspannung, in der Steigerung des revolutionären Tempos in der Dritten Welt und so weiter –, nicht zu erwarten. Das stellte sich im Winter 1964/65 auf das deutlichste heraus.

Zweites Beispiel: Vietnam:

In dem Bemühen um die internationale Kommunisten-Konferenz, die vom 15. Dezember abgesetzt und auf den 1. März 1965 angesetzt worden war, die unter ganz anderen, nicht antichinesischen Aspekten stattfinden sollte, zu der aber dieselben 26 Parteien eingeladen waren und zu der auch – unter dem Druck Chinas – die Zusagen recht langsam und zähflüssig eingingen, in dem Bestreben, diese Konferenz nun einigermaßen komplett zu machen – auch wenn China von vornherein gesagt hatte: Wir kommen nicht! – schickte Moskau seine Emissäre in eine Reihe von Ländern. Sie sollten dort mit den Parteizentralen sprechen und sie zum Besuch der Konferenz am 15. März in Moskau animieren. Und so kam auch Kossygin, der neue Ministerpräsident, am 6. Februar, also nun vor einem Jahr, nach Hanoi, um dort mit den Führern Nordvietnams über diese Frage zu sprechen. Sie wissen, dass in der Nacht

vom 6. auf den 7. morgens um zwei Uhr schlagartig an einer Reihe von Stellen in Südvietnam konzentrierte, gezielte, sehr wirksame Angriffe der Vietkong-Verbände auf amerikanische Installationen erfolgten und dass dann weitere sieben Stunden später die Vereinigten Staaten darauf mit den ersten Bomben auf Nordvietnam antworteten. Es lässt sich nicht beweisen, aber ich neige zu der Annahme, dass diejenigen, die diesen Schlag – zwei Uhr morgens, 7. Februar 1965 – geplant, koordiniert und ausgelöst hatten, die Anwesenheit Kossygins in Hanoi durchaus im Auge hatten. Und in der Tat geriet Kossygin, als er – vermutlich noch beim Frühstück sitzend und seine Gespräche mit Ho Tschi Minh vorbereitend – von diesen Bomben erfuhr, in eine außerordentlich schwierige Situation. Denn entweder konnte er den Nordvietnamesen sagen: Das ist grauenvoll! Das Maß ist voll! Wir haben immer gesagt, wenn einer von uns angegriffen wird, dann sind wir alle, die ganze kommunistische Familie, zur Stelle! Was braucht Ihr? Wir kommen! Und das hätte die Welt an den Rand des dritten und vermutlich letzten Weltkrieges gebracht. Oder er konnte sagen: Liebe Genossen, ich bin empört und entrüstet; aber bitte versteht, wir können deswegen nicht den dritten Weltkrieg auslösen; also irgendwie müsst ihr selbst damit fertig werden! Wir werden euch helfen, aber auch nicht so, dass wir mit hineinverwickelt werden!

Nun, in diesem Dilemma zwischen helfen wollen und doch nicht helfen können oder jedenfalls nicht sehr wirksam helfen können haben sich die Russen ein Jahr lang bis heute bewegt. Es dauerte Monate, bis überhaupt etwas aus der Sowjetunion eintraf, und was dann kam, war wenig. Und als dann einige Boden-Luft-Raketen installiert waren und die Amerikaner sie zerbombten, stand in der Sowjetpresse kein Wort darüber. Also helfen, aber eben nur bis zu einem gewissen Punkt. Und Gottlob! Wir können ja nur froh sein, dass dies die Moskauer Reaktion auf die Bomben in Nordvietnam war. Aber das hat die Russen natürlich innerhalb der kommunistischen Welt, innerhalb der revolutionär gestimmten Kreise der Dritten Welt, in eine höchst fatale Lage gebracht und hat sie diesen ununterbrochenen Angriffen der Chinesen ausgesetzt, die nun seit dem 7. Februar des vergangenen Jahres mit erhöhter Lautstärke das sagen, was sie vorher schon immer sagten: Hier ist der Beweis dafür, dass die Sowjetunion praktisch aus dem Lager der Revolution ausgeschieden ist; dass sie sich um das Schicksal eines zerbombten kommunistischen Staates nicht kümmert und dass sie die revolutionäre Befreiungsbewegung der unterdrückten farbigen Völker verraten hat.

Drittes Stichwort: Algier:

Die Chinesen hatten es im vergangenen Jahr, in der ersten Hälfte des Jahres 1965, verstanden – unter anderem auch unter Ausnutzung der Schwierigkeiten, in denen die Russen sich befanden –, in der Dritten Welt für sich eine recht starke Position aufzubauen, und so sahen die Chinesen der auf Juni angesetzten afro-asiatischen Konferenz in Algier mit großem Vertrauen entgegen. Sie rechneten mit dem sowjetischen Wunsch, an dieser Konferenz teilzunehmen (es war die zweite Konferenz dieser Art, an der ersten, zehn Jahre zuvor in Bandung, hatten die Russen nicht teilgenommen; nun wollten sie dabeisein, weil sie 1965 gesehen hatten, was passiert, wenn die Chinesen allein als kommunistische Großmacht auf einer solchen Konferenz und sie selbst, die Russen, nicht vertreten sind.) Die Chinesen also hatten die Hoffnung und, wie ich glaube, die berechtigte Hoffnung, dass die am Vorabend der Konferenz in Algier zusammentretenen Außenminister in ihrer Festlegung der Tagesordnung und Klärung der letzten noch offenen Fragen (vor allem, wer von den nicht klaren Fällen noch eingeladen werden sollte oder nicht) beschließen würden, die Sowjetunion wegen des scharfen chinesischen Protestes und zur Vermeidung von Unannehmlichkeiten nicht einzuladen. Es sieht so aus, dass in der Tat, wenn es zu einer Abstimmung gekommen wäre, die Sowjetunion keine Einladung erhalten hätte. Aber Sie wissen, was dann passierte: Mitten in diese Vorbereitungen hinein kam der Staatsstreich Boumediennes gegen Ben Bella.

Boumediene lag an der Konferenz, weil sie ja dann unter seiner Gastgeberschaft stattgefunden und ihm eine Legitimation für seine eben erst erwor-

bene macht gegeben hätte. Aber es gab andere, die das nicht wollten. Eine Bombe explodierte in dem Palast, der für diese Konferenz gebaut worden war. man befürchtete weitere Bomben, und so beschlossen die Außenminister (ohne Lösung der Frage: sollte die Sowjetunion kommen oder nicht?), sich und die ganze Konferenz auf den 5. November 1965 zu vertagen, bis die Dinge in Algerien sich wieder geordnet hätten.

In diesen Monaten zwischen Ende Juni und dem 5. November verschlechterte sich die chinesische Position in der Dritten Welt in einem Maße, dass sie am Vorabend dieses zweiten Versuchs, in Algier eine Konferenz zustande zu bringen, mit der Gefahr rechnen mussten (die Sorge traf, wie sich später herausstellte, auch durchaus zu), dass Peking nicht mehr eine Mehrheit gegen die Sowjetunion erreichen würde. Was hatte sich zugetragen in dieser kurzen Zeit, wodurch sich die Verschlechterung der chinesischen Position in der Dritten Welt erklärt? Nichts besonders Dramatisches, aber doch genügend, um eine ganze Reihe von Politikern der Dritten Welt skeptisch werden zu lassen gegenüber diesem großen gelben Bruder in Ostasien. Vor allem meine ich, dass es die außerordentlich scharfen, auf sofortige Revolution, auf Krieg und Auseinandersetzung drängenden Reden und Erklärungen Pekings waren, die in den Außenministerien, aber auch in den Wirtschaftsministerien der Dritten Welt Zweifel daran entstehen ließen, ob es gut sei, den Chinesen zuviel Raum und Macht auf einer solchen Konferenz zu geben, wie sie ihnen zugefallen wäre, wenn die andere rote Großmacht, die Sowjetunion, nicht anwesend gewesen wäre.

Dass die Sowjetunion ihren Anspruch auf Teilnahme an einer afro-asiatischen Konferenz darauf stützt, dass zwei Drittel oder mehr des sowjetischen Territoriums jenseits des Ural liegt – de Gaulle weiß das nicht; aber trotzdem ist es so – das hat die Chinesen natürlich nicht überzeugen können. Im Gegenteil, sie sagen: Das ist ja gerade das Schlimme, dass die weißen Russen diesen Riesenteil Asiens in der Zeit der Kolonialisten erobert haben und ihn noch heute besetzt halten wie in der Zeit, in der sie ihn eroberten! – Es schien also den afro-asiatischen Staaten, glaube ich, im Laufe der Sommermonate zunehmend zweifelhaft, ob es weise sei, nun die Sowjetunion, die ein gewisses Gegengewicht gegen die Chinesen auf einer solchen Konferenz dargestellt hätte, auszuschließen. Ich erinnere zum Beispiel an eine vielbeachtete, weil auch in einem Teil uns, die Bundesrepublik, betreffende Erklärung von Tschen Ji, dem Außenminister, einem der führenden Männer im heutigen Peking, vom 29. September 1965, in der er so scharfe und kriegerische Töne anschlug, wie sie selten zu hören gewesen sind, in der er unter anderem sagte: Sollen sie doch kommen, die amerikanischen Aggressionen! We are fully prepared against US-aggression! Die offizielle Übersetzung also aus «Peking Review». Wenn sie kommen, dann sollen sie kommen, je früher, desto besser! Welcome to come sooner, to come as early as to-morrow! Und dann: nicht nur die US-Angreifer. Let the Indian reactionaries come, the British imperialists, the Japanese militarists, let them all come along with them! Und: Let the modern revisionists – «modern revisionists» ist das Stichwort für die Sowjetunion, und damit es ganz klar ist: from the north – from the north act in coordination with them! We will still win in the end! Und dann fügt er hinzu: Seit 16 Jahren warte ich auf diesen Tag. Mein Haar ist grau geworden. Ich werde ihn vielleicht nicht mehr erleben. Meine Kinder werden es erleben, und sie werden sich dieser Stunde würdig erweisen.

Nun das sind, scheint mir, genau die Töne, die man in der Dritten Welt nicht zu hören wünscht. man steht in dieser Dritten Welt – und ich brauche hier gar nicht im Einzelnen die heutige Situation in Indien und so weiter in Ihr Gedächtnis zu rufen – vor gewaltigen und kaum zu bewältigenden Problemen. Man braucht Ruhe und Ordnung. Man braucht auch die Kredite, die Wirtschaftshilfe, die Experten der westlichen Welt. Das ist nicht der Augenblick, in dem verantwortlich denkende Führer der Dritten Welt, selbst wenn sie gestern Mau-Mau-Führer waren, heute an der Macht sich befindend, an revolutionäre Ausbrüche bei sich zu Hause – die würden ja gegen sie selbst gerichtet sein – oder an eine militärische Auseinandersetzung mit der westlichen Welt denken. Diese Töne also schaffen den Chinesen keine Sympa-

thien. Auch die Argumente, mit denen sie ihren Anspruch auf Führung der Dritten Welt zu erhärten versuchen, sind nicht der Art, dass sie auf einen Nyerere und seinesgleichen überzeugend wirken könnten.

Es gibt vor allem zwei Theorien, die die Chinesen im vergangenen Sommer mit großer Wucht in die Welt hinausgetragen haben. Die eine besagt, dass China berechtigt ist, die afro-asiatische Welt zu führen, weil die Methode Maos, die ihn zum Sieg in China geführt hat, genau die Methode ist, mit der auch die Dritte Welt in einem revolutionären Ausbruch zum Sieg über die kapitalistische imperialistische Welt gelangen wird. Mao hat – so heißt es in dieser Lehre – die Macht in China dadurch errungen, dass er das Dorf gegen die Stadt mobilisierte. Nachdem er das ganze flache Land in der Hand hatte, seien im die Städte wie reife Pflaumen in den Schoß gefallen. So müssen wir – sagt die Theorie – das Weltdorf, das heißt also, die Dritte Welt, die nichtindustrialisierte Welt, gegen die Weltstadt, das heißt also, gegen Amerika und Europa, mobilisieren; wenn wir das Weltdorf zum Zusammenschluss gebracht haben, dann wird uns die Weltstadt – also eben die industrialisierte Welt – genauso in den Schoß fallen, wie das mit den chinesischen Städten im chinesischen Bürgerkrieg der Fall gewesen ist.

Die zweite Theorie lautet, dass sich das Zentrum des Weltkommunismus und der Weltrevolution stetig ostwärts bewege. Es habe in England gelegen in den Tagen, in denen Marx dort seine Werke schrieb, sei dann nach Frankreich gerückt (Pariser Kommune 1871), dann nach Deutschland (die Zeit der deutschen Sozialdemokratie). Und immer habe sich dann eine Verbürgerlichung, eine Verwässerung des revolutionären Elans ergeben, und so sei dann das Zentrum der Revolution weiter östlich gerückt. Lenin habe es nach Moskau getragen, habe sich gelöst, abgespalten von der revisionistischen deutschen Sozialdemokratie, habe eine eigene, die dritte Internationale gegen die sozialistische zweite Internationale errichtet. Und nun, unter Chruschtschow und den Chruschtschowisten, der Chruschtschow-Dynastie, auch das ist ein Ausdruck, der auf die derzeitigen Führer in Moskau angewandt wird, unter den Chruschtschowisten befindet sich auch die Sowjetunion in einem Prozess der Verbürgerlichung und des Revisionismus, der Verfälschung des Marxschen Erbes. Und nun rücke das Zentrum noch weiter nach Osten – es kann dann ja nur noch bis Peking gehen, dort beginnt der Stille Ozean. Also ist es für jeden ersichtlich, wo nunmehr das Zentrum der Weltrevolution liegt.

Das sind Argumente, glaube ich, auf die Inder und die Afrikaner und so weiter nicht überzeugend zu wirken vermögen. Sie tragen sogar eher dazu bei, sie besorgt zu machen, hier könnte eine neue Hegemonialmacht ihnen diktieren wollen, was sie zu tun und zu denken haben, nachdem sie sich mit vielen Mühen von ihren Kolonialherren von gestern gelöst haben. Dazu kam dann noch die schwere Beeinträchtigung des chinesischen Prestiges durch die Ereignisse in Indonesien am 1. Oktober, die teilweise Entmachtung Sukarnos, die weitgehende Zerschlagung der kommunistischen Partei Indonesiens, die Errichtung einer Militärdiktatur mit ausgesprochen antichinesischen Vorzeichen. Die Chinesen sahen sich plötzlich in einer Rolle, die sie, wenn andere in sie gerieten, mit großer Schadenfreude registriert hatten. Wenn immer in einer amerikanischen Botschaft in der Dritten Welt die Fensterscheiben eingeschlagen wurden oder in einer deutschen – auch das hat es ja vor einem Jahr gegeben –, dann waren sie höchst zufrieden und applaudierten. Aber jetzt, da es in Indonesien gegen chinesische Botschafter ging, schrieben sie indinierte Briefe; denn sie wollten zwar hässliche Amerikaner, hässliche Russen und hässliche Deutsche sehen, aber sich selbst in der Rolle des hässlichen Chinesen, das gefiel ihnen gar nicht.

Das alles trug zu einer Verminderung des chinesischen Prestiges in der Dritten Welt bei und zu der Veränderung ihrer Einstellung zwischen dem ersten Algier-Versuch und dem zweiten Algier-Versuch. Als die Chinesen erkannten, dass eine Mehrheit gegen die Zulassung der Sowjetunion nicht zu erreichen sein würde, erklärten sie brusk, sie kämen nicht nach Algier; die Konferenz müsse vertagt werden, der Augenblick sei ungünstig gewählt.

Überhaupt würden sie auch in Zukunft nur an einer afro-asiatischen Konferenz teilnehmen, wenn vorher ganz eindeutig feststehe, dass die Sowjetu-

nion zu ihr nicht zugelassen werde.

Höchst verärgert fuhren nun die bereits in Algier versammelten Außenminister zahlreicher afro-asiatischer Staaten wieder nach Hause; ihre Sympathien für diese Art, mit ihnen umzuspringen, die sie nun schon mehrfach von Seiten Pekings erlebt hatten, waren nicht gewachsen. Dass Peking von ihnen verlangte, eine Frage, die für sie völlig zweitrangig war, nämlich ob die Russen dabei waren oder nicht, zur Kardinalfrage zu erheben, das empfanden sie als ein Überfahrenwerden von seiten einer ihnen ja gar nicht irgendwie besonders nahestehenden fremden Macht.

Nun der vierte Abschnitt, der mit dem 11. November des vergangenen Herbstes beginnt. Ich möchte meinen, dass sich die Chinesen nicht zuletzt wegen dieser Enttäuschungen, die sie im Laufe des Sommers erlebt hatten, sich entschlossen, nicht etwa zurückzustecken, sondern das Tempo ihrer Auseinandersetzung mit Moskau sogar zu forcieren. Und so veröffentlichten sie am 11. November – wiederum in der «Volkszeitung» und in der «Roten Fahne» und wiederum ohne Signatur - einen Aufsatz, der das Schärfste und ideologisch Entschiedenste darstellt, was bisher aus China gegen Moskau gesagt worden ist. In diesem sehr umfangreichen Aufsatz, der zwölf Seiten in der «Peking Review» einnimmt, haben sie zum ersten Mal mit voller Klarheit einen Graben zwischen sich und der Sowjetunion aufgerissen. Dass es diesen Graben gebe, das haben sie schon oft genug angedeutet; aber ausgesprochen in dieser brutalen Form haben sie es zum ersten Mal.

Sie haben gesagt: Wir sind für die Diktatur des Proletariats; ihr seid für die Herrschaft der Bourgeoisie. (Für sie sind Chruschtschow und die Chruschtschowisten Exponenten einer neuen sowjetischen Bourgeoisie). Wir sind für den Sozialismus; ihr seid für die Restauration des Kapitalismus. Wir sind für die Befreiung der unterdrückten Völker; ihr seid unter einer Decke mit den Imperialisten. Das ist ein irreconcilable antagonism, ein unversöhnlicher Antagonismus. Und schließlich: There are things, that divide us, and nothing, that unit us; things, that are antagonisti, and nothing, that is commune: es gibt nichts mehr Gemeinsames zwischen euch und uns.

Wenn man weiß, dass es für den marxistisch, leninistisch, kommunistisch Denkenden überhaupt nur einen einzigen Gegensatz in der Welt gibt, nicht zwischen Gut und Böse oder Mann und Frau, sondern zwischen Proletariat und Bourgeoisie, dass alle anderen Gegensätze völlig unwichtig sind im Vergleich zu diesem Gegensatz, der muss dieser Formulierung entnehmen, dass die Sowjetführung (Peking sagt immer: das Volk, mit dem sind wir ja ganz einig; das sind arme Leute, die werden von dieser Chruschtschowschen Clique nur in die verkehrte Richtung getrieben), dass die sowjetische Führung, diese Chruschtschowisten ohne Chruschtschow, der Klassenfeind ist. Eine schärfere Abgrenzung als eine solche Erklärung ist gar nicht vorstellbar.

Wie hat nun die Sowjetunion darauf reagiert? Sie hat zunächst, wenige Tage später, eine kleine Erklärung in der «Prawda» abgegeben, in der sie in einer Kurzfassung diese Vorwürfe indigniert konstatierte, einschließlich des Vorwurfs, die Sowjetunion befände sich auf dem Wege zurück zum Kapitalismus und zur Bourgeoisie und so weiter. Dann hat man sich offenbar gesagt, damit können wir es nicht bewenden lassen, und so wurden am 28. November in der «Prawda» zwei Drittel der ersten Seite diesem Thema gewidmet.

Meine Damen und Herren, ich habe in den letzten Jahren so ziemlich alles gelesen, was die Chinesen gegen die Russen und die Russen gegen die Chinesen geschrieben haben. Es ist in sich keine erfreuliche Lektüre, aber hat auch wieder seine Kompensationen, zu sehen, wie sich die roten Brüder hier gegenseitig ins Gesicht schlagen. Es ist mein Eindruck – wenn ich das hier in wenigen Worten, in Parenthese gleichsam, sagen darf –, dass in diesem Wortkampf die Chinesen den Russen weit überlegen sind. Was die Chinesen an Aufsätzen, sonstigen Erklärungen (vor allen Dingen seit Kuba und dem Himalaja-Krieg im Oktober 1962) gegen Chruschtschow, gegen die Chruschtschowisten, gegen den Revisionismus in der Sowjetunion und so weiter veröffentlicht haben, das ist von einer, ich würde als unbeteiligter Zuschauer sagen, großartigen Wucht und dialektischen Geschicklichkeit. Da sitzt jeder Hieb da, wo es wehtut. Und die Sowjetunion ist in der Defensive,

kommt aus der Defensive nicht heraus. Es ist immer eine schlechte Position, aus der Defensive heraus zu argumentieren, und sie tut es mit keinen besonders überzeugenden Argumenten. Wenn ich etwa das, was sie hier in diesen beiden Aufsätzen gesagt hat gegenüber so schwerwiegenden Vorwürfen, den schwerwiegenden, die man sich überhaupt vorstellen kann innerhalb der kommunistischen Welt, zusammenfassen soll – ein wenig überspitzt, Sie werden mir das nachsehen –, so würde ich meinen, dass es etwa dem, glaube ich, in dieser Stadt lancierten Spruch: Seid nett zueinander! gleichkommt. Sie sagen: Warum seid ihr denn so böse zu uns! Es freuen sich doch da nur die bösen Imperialisten und Kapitalisten darüber! Wir haben uns doch bemüht; und ihr seid immer wieder so unangenehm!

Von allen Vorwürfen – des Kapitalismus, der Rückführung der Sowjetunion zu einem kapitalistischen System, Entstehen einer neuen Bourgeoisie – wird Kenntnis genommen, aber niemand setzt sich mit ihnen auseinander. Es wird nur gesagt: Das ist doch sehr böse, uns so etwas vorzuwerfen! Meine Damen und Herren, das sind Feststellungen, die unsreiner auch seit Jahren der Sowjetunion gegenüber trifft, dass sich dort nämlich eine wirtschaftliche Entwicklung vollzieht, die von der Planwirtschaft der Stalin-Zeit fortführt zu einer sogar schon den Markt entdeckenden Wirtschaft. Wir haben doch ständig Besucher aus der Sowjetunion und aus den osteuropäischen Staaten, die sich hier erkundigen: Wie macht denn dass der Neckermann eigentlich? Produzieren, das haben wir also gelernt; aber die Ware verkaufen – das haben wir jetzt erst gemerkt – ist ja noch schwieriger, als produzieren! Verkaufen – das war kein Problem, solange es von allem weniger gab, es die Menschen brauchten, solange es eine Defizitwirtschaft war, solange nur ein Bruchteil der Schuhe produziert wurde, die benötigt wurden usw. Da kauften die Menschen natürlich alles, was es an Schuhen gab, gleichgültig ob sie gut oder schlecht oder braun oder schwarz waren, sie brauchten Schuhe. In dem Moment aber, in dem unter Anerkennung der Existenz des Konsumenten Chruschtschow begann, die Produktion von Schuhen und anderen Dingen nach oben zu drücken, und dieses Defizit schwand und dann schließlich eine ganz leichte Überschussproduktion entstand – nicht absolut gesehen, aber im Vergleich zur vorhandenen Kaufkraft etwas mehr hergestellt wurde, als unbedingt notwendig war – begannen die Menschen wählerisch zu werden und zu sagen: Nein, diese Schuhe gefallen mir nicht; ich komme in acht Tagen wieder. Von Chruschtschow wissen wir, dass im Frühjahr 1964 – also seinem letzten Frühjahr als Chef der Sowjetunion – für acht Milliarden Mark Konsumgüter, von denen er sagte, dass sie nicht mehr verkäuflich seien, in den sowjetischen Lagern lagen, weil mittlerweile die Qualität besser geworden war und kein Mensch daran dachte, diese schlechte Qualität aus der Produktion des Jahres vorher zu kaufen. Daher also die Aufforderung an die Manager: Geht hinaus, stellt fest, was die Leute wollen, Modeschauen – und nicht nur das; das gab es auch schon vor einigen Jahren –, Tests, was die Frauen an Stil und Moden wünschen: Man muss dem Kunden nachlaufen, man muss sehen, was er möchte.

Es ändert sich aber – in geradezu kopernikanischer Weise, möchte ich meinen – ein Wirtschaftssystem, wenn es den Käufer entdeckt und ihm nicht nur – Vogel friss oder stirb! – Waren hinwirft, die er dann eben, weil er Schuhe und Anzüge braucht, wohl oder übel kaufen muss. Das sind alles tatsächliche Entwicklungen, das ist nicht von den Chinesen bloß erfunden und dann den Russen in die Schuhe geschoben. Dass ein Manager, der den Markt studieren muss, anders denkt als ein Manager, der seinen Befehl von oben bekommt, soundsoviel Paar Schuhe, und sich dann eben anstrengt, den Plan zu erfüllen, weil er dann einen entsprechenden Bonus bekommt, dass der eine sich von dem anderen unterscheidet, dass eine ganz neue Denkweise bei ihm beginnt, ist ganz klar.

Sie wissen, dass Herr Liebermann, der Professor in Charkow, das Wort «Profit» wieder eingeführt hat, das Wort «Rente» wieder eingeführt hat, das Wort «Zinssatz» wieder eingeführt hat. Dass der Staat nicht mehr den Werken, die ja ihm gehören, das Geld umsonst gibt – wie man sonst, wenn einem etwas gehört, von einer Truhe in die andere das Geld übertragen kann –, dass

er ihnen das Geld jetzt leiht und sie dafür Zinsen zahlen müssen, um sie zu zwingen, wirtschaftlich zu denken, das sind alles Entwicklungen, aus denen heraus sich durchaus der Vorwurf ableiten lässt, dass hier ein Weg beschritten worden ist, der – nun, sagen wir – in die Richtung einer Marktwirtschaft, in die Richtung eines Staatskapitalismus führt.

Und dass die neue sowjetische Oberschicht viele Allüren einer neuen Art von Bourgeoisie angenommen hat, auch das ist ein Faktum, das jeder von Ihnen, der drüben reiste oder die neue Literatur der Sowjetunion liest, vor allem auch die der jungen Autoren, kennt. Mit diesen Dingen also setzt sich niemand in der Sowjetunion auseinander, und so ist das Feld für die Chinesen frei, die den Russen alle diese Sünden vorwerfen, ohne dass die Russen zurückschlagen und sagen: Aus diesen und jenen Gründen müssen wir das so machen!

Es ist natürlich auch eine schlechte dialektische Position, wenn man sagt: Im Grunde habt ihr ja recht; eigentlich müssten wir es anders machen; aber Marx konnte doch nicht voraussehen, was hundert Jahre später in der Sowjetunion sein wird; daher müssen wir es eben anders machen als er sagte! Es ist also eine dialektisch ungeschickte Position, in der sich die Russen befinden, und nicht nur eine, sagen wir, dialektische Unfähigkeit, aus der heraus sie diesen Kampf mit den Chinesen führen.

Sie haben heute oder gestern in den Zeitungen gelesen, dass wieder ein neuer Aufsatz in der «Volkszeitung» gegen die Sowjetunion erschienen ist, wo nun eindeutig der Vorwurf erhoben wird, dass die Sowjetunion mit Amerika China einzukreisen begonnen habe. Die Sowjetunion wird in der chinesischen Propaganda also bereits als zu einem feindlichen Lager gehörig angesehen, zu einer USA-SU-Doppelhegemonie, die die Herrschaft über die Welt ausüben will und die aus den Männern in Moskau und aus den Männern in Washington besteht.

Nun der zweite und kürzere Teil meines Vortrages: Die Folgen dieser von mir hier dargelegten Entwicklung für die übrige Welt, und erstens für die Dritte Welt.

Die Dritte Welt und ihre Bemühungen, sich zu formieren, gegen uns zu formieren, um dann möglichst geschlossen und fordern vor die industrialisierte weiße Welt treten zu können – dieser Club der 75 Staaten, der sich auf der Weltwirtschaftskonferenz in Genf vor zwei Jahren zusammengeschlossen hat, wird in seinen Bemühungen, durch gemeinsame Organisation, durch gemeinsame Konferenzen, eine möglichst geschlossene Front der afro-asiatischen/lateinamerikanischen Völker gegen die weißen, besitzenden, industrialisierten Völker, der Haventos gegen die Haves, zu schaffen – wird durch diesen internen Kampf zwischen Peking und Moskau wesentlich gestört. Denn die Chinesen versuchen überall da, wo es Konflikte innerhalb der afro-asiatischen Welt gibt, diese für sich auszunutzen; zum Beispiel den Konflikt zwischen Indien und Pakistan. Sie wissen, wie sich die Chinesen bemüht haben, ihn zu verschärfen, wie sie sich bemüht haben, zu verhindern, dass er entspannt wurde, indem sie während der Kämpfe um Kaschmir im vergangenen September plötzlich ein eigenes Feuerchen im Himalaja anzustecken begannen, um den Pakistanis zu sagen: Macht weiter, wir sind da; wir haben euch nicht vergessen! – wie unglücklich sie jetzt waren über den sowjetischen Erfolg in Taschkent, wo ein Ausgleich zwischen Pakistan und Indien gefunden wurde; wie sie sich in Indonesien bemüht hatten, die anti-malaysische Stimmung bei Sukarno und anderen hochzuputschen, wie sie überall, wo ein Konflikt innerhalb der afro-asiatischen Welt entsteht, sofort dabei sind, Partei zu ergreifen und bei denen, für deren Seite sie Partei ergriffen haben, nun ihre Position auszubauen und im antiamerikanischen, aber eben auch im antisowjetischen Sinne zu verstärken suchen. Dass sie in alle diese Konferenzen ihren Konflikt mit der Sowjetunion hineinragen, dass jetzt auf der so genannten Drei-Kontinente-Konferenz in Havanna vor einigen Wochen, wo die revolutionären Kräfte von Afrika, Asien, Lateinamerika von Castro eingeladen, sich trafen, wiederum ein großer Teil der Auseinandersetzung gar nicht mit dem Kampf gegen den Imperialismus, sondern dem Kampf zwischen den Russen und den Chinesen galt, wobei die Russen diesmal vertreten

waren, dass sich dann Castro sogar auf die Seite der Russen schlug, während er ursprünglich lange Zeit als einer der treuesten Gefolgsleute Pekings gegolten hatte. Das alles bringt eine sachfremde Unruhe in diese Dritte Welt hinein. Sie ist also nicht glücklich über das, was sich hier zwischen Moskau und Peking abspielt. Es wäre ihr viel lieber, wenn es diesen Konflikt nicht gäbe. Denn es liegt der Dritten Welt natürlich daran, das Gewicht Chinas in einer anti-imperialistischen Front mit dabei zu haben, aber nicht eines Chinas, das sich so gebärdet wie jetzt und den Konflikt mit der Sowjetunion benutzt, um immer wieder Themen hereinzubringen, die eigentlich mit den Problemen als solchen nichts zu tun haben.

Und schließlich, für uns wichtiger: Die Folgen des chinesisch-sowjetischen Konflikts für die westliche Welt, zunächst für Amerika und zum zweiten für uns selbst.

Für die Vereinigten Staaten hat der chinesisch-sowjetische Konflikt seine Vor- und seine Nachteile. Seine Vorteile – wie für uns alle – liegen darin, dass uns diese kommunistische Welt, dieser so genannte Ostblock, nun eben nicht mehr als eine geschlossene Einheit gegenübersteht, sondern in sich von schweren Zerwürfnissen geplagt wird, von denen der russisch-chinesische Konflikt natürlich der weitaus wichtigste Konflikt ist, dass wir also östlich von uns nicht einen Monolith, wie es immer hieß, haben, eine Milliarde Menschen, die im Gleichschritt auf uns zumarschieren, sondern eine Milliarde Menschen, die sehr stark mit internen Konflikten beschäftigt sind. Das ist ein Vorteil für die Amerikaner, für uns, für alle, die sich nicht eine kommunistische Welt wünschen.

Aber der Konflikt hat auch einen Nachteil, insofern nämlich, als diese grauenvolle Krieg in Vietnam, der nun seit Montag wieder in voller Schärfe entbrannt ist (nach den 37 ruhigen Tagen von Weihnachten bis vor wenigen Tagen), zum großen Teil wegen des Streites zwischen Peking und Moskau zunächst unlösbar geworden ist. Gäbe es den russisch-chinesischen Streit nicht, wäre noch der Einfluss Moskaus beherrschend in der kommunistischen Welt, täten also die Männer in Peking das, was ihnen Moskau sagt, wie das in den Tagen Stalins weithin der Fall war, dann würden die Russen, denen ja nicht an einem Krieg, sondern an einem Ausgleich mit Amerika liegt (um dann die gewaltigen Rüstungsausgaben drosseln zu können und im Kampf um den Lebensstandard besser zu bestehen, als sie das bisher vermochten, da sie dann einen größeren Teil ihrer Produktion dem Konsum und dem Produktiven zuwenden können, statt nur dem Militärischen und der Schwerindustrie), dann würden die Russen durchaus an einem Ausgleich in Vietnam interessiert sein – unter Wahrung ihrer Interessen in Europa und auch sonst, selbstverständlich – aber doch an einem Ausgleich interessiert sind; das ist ja die große neue Entwicklung, die mit Kuba eingesetzt hat. Aber die Russen können sich zu einem solchen Ausgleich in der Frage Vietnam nie durchringen, weil sie das nun, unter dem ununterbrochenen propagandistischen Trommelfeuer der Chinesen stehend, endgültig als Revolutionäre, als Bannenträger der nationalen Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt diskreditieren würde. Je länger also dieser Konflikt dauert, je mehr ihnen – das ist nun schon über ein Jahr – von den Chinesen Verrat an der Sache des Proletariats und der unterdrückten Völker vorgeworfen wird, desto mehr müssen sie beweisen, dass das nicht zutrifft, desto mehr werden sie sich dazu entschließen, nun doch mehr Waffen, vielleicht auch Bedienungsmannschaften, nach Nordvietnam zu schicken.

Es gibt zurzeit einen Streit zwischen Peking und Moskau um die Frage, ob die Chinesen – wie die Russen behaupten – die Durchfahrt sowjetischer Waffen über Sibirien und China nach Nordvietnam behindern, oder ob – wie die Chinesen sagen – da überhaupt gar nichts zu behindern ist, weil ja fast nichts aus der Sowjetunion kommt. Gegenwärtig wird, wie die gestrige, also vom Mittwoch datierte «New York Times» uns in einem ausführlichen Bericht aus Moskau mitteilte – und ich halte ihn nach allem, was ich weiß, für zutreffend, in Tausenden von Parteiversammlungen in der Sowjetunion ein Dokument zum chinesisch-sowjetischen Konflikt verlesen in Vorbereitung des 23. Parteitages der KPdSU Ende März, in dem den Chinesen nun im Einzelnen der

Vorwurf gemacht wird, dass sie den Transport sowjetischer Waffen nach Nordvietnam unterbunden und übermäßig erschwert hätten. Nun, was immer zutrifft, mag für uns eine sekundäre Frage sein, zumindest versuchen die Russen, auf diese Weise, indem sie den Chinesen den Schwarzen Peter zuschieben, zu erklären, dass sie ja gerne bereit wären, etwas zu tun, aber dass die Chinesen sie daran hinderten, während die Chinesen umgekehrt – auch das ist erst wenige Tage her – eine umfangreiche Note – ich glaube, vom 11. Januar – veröffentlicht haben, in der sie von den Russen kategorisch verlangen, sie sollten mit den Lügen endlich aufhören, dass die Chinesen den Transport sowjetischer Waffen nach Nordvietnam erschwerten.

In dieser Situation ist es, meine ich, leider unvorstellbar, dass die Sowjetunion das tun kann, was sie gerne täte: Die Dinge in Vietnam wieder etwas zu beruhigen. Sie wird also versuchen, zwischen dem Beweis, den sie der kommunistischen, der revolutionär gestimmten Welt erbringen muss, dass sie nämlich Nordvietnam hilft – zwischen ihm als der unteren Grenze – und der Eskalation, um dieses gefährliche Modewort zu gebrauchen, einer unübersehbaren Verwicklung zwischen der Sowjetunion und Amerika als der oberen Grenze etwas zu tun. So ist es dazu gekommen, dass China von Monat zu Monat schärfere Töne gegen die Sowjetunion und die Sowjetunion wiederum von Monat zu Monat schärfere Töne gegen Amerika hören lässt, um vor den anderen zu beweisen, dass sie ein revolutionärer Staat ist und sich um die Kommunisten der Welt kümmert. Ich sehe bis auf weiteres hier auch keinen Ausweg. Die Amerikaner hofften ja – hoping against hope lässt sich das wohl formulieren, was sie in diesen 37 Zagen ihrer diplomatischen Bemühungen taten –, es würde möglich sein, Hanoi nun doch zum Einlenken zu bringen, dazu zu bringen, zu sagen: Schön, wir verhandeln, nachdem die Amerikaner ja zugesagt hatten, dass am Verhandlungstisch auch die Vietcong sitzen dürfen. Aber aus Hanoi kam, wie wir nun wissen, nur ablehnende, ja, brüske und beleidigende Erklärungen, und das hat dann Johnson zu einer Entscheidung veranlasst, die ihm sicherlich sehr schwer gefallen ist, die zu lesen niemanden von uns freuen konnte, wobei es einem aber doch schwer fiel, zu sagen, was er nun eigentlich anders machen sollen, als den Entschluss zu verkünden, die Bombardierung Nordvietnams nach siebenunddreißigtagiger Pause wieder aufzunehmen. – So führt also der russisch-chinesische Konflikt in den Dschungel von Vietnam hinein und erschwert eine Lösung, die, wenn die Russen und die Amerikaner sich über sie einigen könnten, rasch zu haben wäre.

Schließlich die Konsequenzen, die das für unsere Position haben mag, für die deutsche Position also:

Auch wir sind entlastet dadurch, dass der Ostblock nicht mehr ein Ostblock ist. Aber auch wir sind belastet dadurch, dass diese Tatsache die Regelung des Vietnam-Konfliktes erschwert. Je länger der Krieg in Vietnam dauert, desto näher kommt der Tag, an dem auch die europäischen Fragen in diesen Problemkreis hineingerückt werden, indem zum Beispiel die Frage auftaucht, ob die Amerikaner nicht Soldaten aus Europa nach Vietnam abziehen müssten, oder – wenn das die Europäer nicht wollen, ob dann nicht die Europäer eigene Verbände aus Europa nach Vietnam schicken werden. Das sind Entwicklungen, die in dieser Form noch nicht klar ausgesprochen worden sind, die aber, wenn der Krieg noch lange dauert, in der einen oder anderen Form, fürchte ich, unvermeidlich auftreten werden. – So sind auch wir also in diesem Konflikt mit seinen positiven und seinen negativen Aspekten mit hineinverwickelt.

Welche Chancen aber hat dieser Konflikt, den ja vor zehn Jahren niemand für möglich gehalten hat, unserer Politik gegeben? Denn dass der Ostblock nicht mehr ein Block ist, dass wir es hier mit einem der schärfsten Antagonismen und Wider- und Gegensätze der heutigen Weltpolitik zu tun haben, das spielt der westlichen und auch der deutschen Politik eine Chance zu. Die Frage ist, ob man etwas aus dieser Chance machen kann.

Drei Aspekte: Chancen im Verhältnis zu China, Chancen im Verhältnis zu dem europäischen Teil des Ostblocks, Chancen für die deutsche Politik in der Welt überhaupt.

Chancen im Verhältnis zu China: Kein Zweifel, dass die Chinesen in der Situation, in der sie sich heute befinden (seit 1954 haben die Russen Milliardenbeträge an Krediten an alle möglichen nicht von Kommunisten regierten Staaten gegeben, an Staaten darunter, wo die Kommunisten in Gefängnissen sitzen, und nicht eine Kopeke für das kommunistische China), sehr darauf angewiesen sind, mit der kapitalistischen Welt minus Vereinigte Staaten in ein Geschäft, in einen Expertenaustausch und so weiter zu gelangen. Sie sind kaltrechnend genug, um zu den Staaten, mit denen man das machen könnte, auch die Bundesrepublik zu rechnen. Die Frage ist, ob wir darauf in irgend-einer Weise eingehen sollten oder nicht. Ich habe seit einer Reihe von Jahren die Auffassung vertreten, dass kein Grund – abgesehen von einem, den ich gleich nennen werde – vorliegt, warum wir das kommunistische China in unserer Außenpolitik anders behandeln sollten als andere kommunistische Staaten, also Rumänien, Ungarn und so weiter, in denen wir ja seit der Aktivierung der deutschen Osteuropapolitik 1963/64 fast durchweg unsere Handelsmissionen sitzen haben und damit offiziell, wenn auch nicht auf Botschafterebene, vertreten sind.

Der eine Grund, der gegen eine solche Politik im Falle Chinas spricht, ist natürlich die Rücksicht auf die Vereinigten Staaten. Nun war ich der Überzeugung, dass bis vor einigen Jahren, bis vor zwei Jahren, durchaus die Möglichkeit bestanden hätte, in Amerika Verständnis dafür zu gewinnen, dass wir etwas tun, was ihnen nicht sehr recht ist, nämlich den Austausch von Handelsmissionen mit Peking vorzunehmen. Ich bin oft in Amerika und habe Gelegenheit, gerade weil mich die Dinge besonders interessieren, mit Amerikanern, die in diesem Felde arbeiten, zu sprechen und ich bin der Überzeugung, dass es eine Zeit gab, in der sie gesagt hätten: Es freut uns nicht, aber schön, wenn ihr wollt, macht es! Es gab auch eine Zeit, in der die Chinesen sich bemühten, uns diesen Gedanken nahezulegen, in denen uns Mao persönlich einen kleinen Finger hinhielt: In seiner berühmten Erklärung den japanischen Sozialisten gegenüber, als er (kein wörtliches Zitat) sagte: Die Russen, das sind ganz üble Kunden; euch haben sie die Kurilen genommen, uns haben sie Ostsibirien genommen, den Deutschen haben sie Ostpreußen genommen, den Polen haben sie Ostpolen genommen, haben dafür Polen nach Deutschland hineingeschoben; also ganz üble Kunden! Ein ziemlich dicker kleiner Finger, der uns da hingehalten worden ist. Der Vertreter der chinesischen Nachrichtenagentur wurde von Ost-Berlin nach Bonn verlegt und ähnliche Dinge mehr.

Die Bundesregierung hat sich aus Rücksicht auf Amerika zum Ergreifen dieses kleinen Fingers – vielleicht auch aus anderen Überlegungen, aber ich glaube, in erster Linie aus Rücksicht auf Amerika – nicht entschließen können. Das hat nun wiederum die Chinesen verärgert. Es gab eine Zeit, in der die Männer in Pankow, etwas grob gesagt, Blut schwitzten aus Angst, dass zwischen Peking und Bonn etwas zustande kommen würde. Ich denke an einen ganzseitigen Artikel im «Neuen Deutschland», in dem diese Gefahr dargelegt wurde. Sie ist, jedenfalls bis auf Weiteres, für Pankow gebannt. Die Chinesen haben in den letzten anderthalb Jahren sehr scharfe Anti-Bonner Erklärungen abgegeben, auch in jener Pressekonferenz von Tschen Ji Ende September 1965, die ich vorhin erwähnte, (als er sagte: Mein Haar ist grau geworden im Warten auf den amerikanischen Angriff!); dort erklärte er: Nein, Beziehungen zu Bonn kommen gegenwärtig gar nicht in Betracht!

Aber es ist nicht aller Tage Abend, die Karten werden immer wieder neu gemischt und neu verteilt in der Politik. Der Konflikt zwischen Moskau und Peking zwingt Ulbricht zu Erklärungen gegen Peking, die ihm sehr schwer fallen, die er aber eben doch aus Loyalität und unter dem Druck Moskaus abgeben muss wie jetzt im November und Dezember, was wiederum die Chinesen ärgert. Also die Frage bleibt bestehen. Nur lässt sich in einem Augenblick, in dem die Dinge in Ostasien, in Vietnam, im Verhältnis zwischen Amerika und Rotchina so aussehen, wie das heute der Fall ist, mit gutem Gewissen der Vorschlag, gerade jetzt eine Handelsmission in Peking zu errichten, nicht machen. doch ist dies eine Möglichkeit, die man nicht aus den Augen lassen sollte. So jedenfalls scheint es mir.

Zweitens: Welche Chancen bringt dieser Konflikt im Hinblick auf den europäischen Teil des Ostblocks? Bis auf Weiteres, meine ich, meine Damen und Herren, leider keinerlei Chancen im Verhältnis zu Moskau. Die Beziehungen zwischen Bonn und Moskau sind schlecht. Ich glaube nicht, dass man den Grund dafür in erster Linie in Bonn zu suchen hat. Die Sowjetunion muss – jedenfalls meint sie, dass sie das muss – sehr scharfe Erklärungen gegen die kapitalistische Welt abgeben; und da das, was sie gegen Amerika sagt, immerhin doch gedämpft klingen muss, kann das, was sie gegen Deutschland sagt, um so ungehemmter sein. So sind wir im Laufe des letzten Jahres ganz eindeutig Prügelknabe Nummer eins gewesen, und noch sehe ich keine Chance, aus dieser Position herauszukommen. Man sollte also sicherlich nicht die Geduld, auch nicht die Hoffnung aufgeben und immer wieder Versuche unternehmen, auch wenn man Brüskierungen dafür in Kauf nehmen muss. Aber die Aussichten, dass sich hier etwas ändert, sind gering, obgleich die Sowjetunion mit diesem China im Rücken anders nach Westen schaut als zu einer Zeit, wo es dieses China nicht zu fürchten brauchte. Ich bin überzeugt, dass Chruschtschow und auch die Chruschtschowisten des nachts unruhiger schlafen, wenn sie an den Osten, als wenn sie an den Westen denken, und mit gutem Grund. Das hätte eigentlich die deutsche Position der Sowjetunion gegenüber verbessern sollen. Das ist nicht eingetreten. Ein Teil der Verantwortung liegt wohl auch bei uns.

Anders die osteuropäischen Staaten diesseits der Sowjetgrenze. Sie haben die Chance des chinesisch-sowjetischen Konfliktes wahrgenommen, um sich freizuschwimmen von der Moskauer Leine, am weitesten das Land, von dem man es am wenigsten erwartet hätte, Rumänien. Das war der Augenblick, in dem – völlig richtig, wie mir scheint – die Bundesregierung ihre Osteuropa-politik aktivierte und Handelsvertretungen in diese Länder schickte, den Handel mit ihnen verstärkte, den kulturellen Austausch in die Wege leitete und verbreiterte. Das, meine ich, ist eine richtige Politik. Sie trägt auch zur Isolierung Pankows in einer Staatengruppe bei, in der man sich mit Schaudern der eigenen stalinistischen Vergangenheit erinnert und höchst peinlich berührt ist, wenn der Name Ulbricht, der Name also des einzigen noch am Ruder befindlichen Stalinisten fällt, eines Mannes, der aus seinem Stalismus heraus gezwungen ist, das größte Schandmal der kommunistischen Welt, die Mauer, immer höher und höher zu bauen und die Menschen durch Schüsse, durch Hunde, durch Tellerminen daran zu hindern, von einem Teil ihres Vaterlandes in einen anderen zu gehen. Es ist peinlich für einen Ungarn, Tschechen, Polen und so weiter, wenn man überhaupt nur an diesen Punkt röhrt, und er versucht alsbald, das Gespräch auf ein anderes Gebiet zu bringen.

Die Entwicklung unserer Beziehungen zu den osteuropäischen Staaten ist also eine Chance für uns, die wir ergriffen haben, nachdem diese Staaten selbst ihre Chance, aus dem chinesisch-sowjetischen Konflikt für sich zum Zweck ihrer Emanzipation von Moskau etwas zu machen, wahrgenommen haben. Ich fürchte zwar, dass dieser Anlauf von 1963/64 etwas versackt ist. Ich war 1964 in diesen Ländern und 1965 wieder. Die Position der deutschen Vertretungen hat sich verschlechtert. Man kann in der Politik nicht stillstehen; man muss entweder die Dinge weitertreiben, oder man verschlechtert seine Lage, vor allen Dingen, da natürlich Pankow alles nur Denkbare macht und von Moskau dabei unterstützt wird, um die bundesdeutsche Position in diesen osteuropäischen Staaten zu schwächen. Man darf nicht sagen: Nun haben wir ja unsere Handelsmissionen, und es ist alles schön, sondern man muss auf diesem Wege energisch weitergehen, wenn man nicht zurückfallen will. Immerhin, wir haben die Chance gesehen, wir haben sie wahrgenommen, und ich hoffe, dass wir sie wieder energetischer wahrnehmen werden.

Und drittens: Chancen in der deutschen Weltpolitik aus dem Konflikt zwischen Peking und Moskau. Meine Damen und Herren, hier nur ein kurzes Wort. Es ist mehr ein persönliches Bekenntnis als eine politische Prognose oder eine politische Analyse: Wenn wir die Chance dieser Desintegration der kommunistischen Welt – der chinesisch-sowjetische Konflikt wirkt sich ja auf sämtliche kommunistischen Parteien der Welt aus; es ist eine Desintegra-

tion des Weltkommunismus, nicht nur des Ostblocks, also auch unter den kommunistischen Parteien, die nicht zum Ostblock gehören, die nicht an der Macht sind –, wenn wir die Desintegration des Ostblocks, der immer noch ein großes inneres Beharrungsvermögen hat – das darf man nicht vergessen, wenn man von Desintegration spricht –, ausnutzen wollen, dann können wir das nur als geschlossenes Europa tun. Dann können wir das nicht tun, indem der eine die Chance so auszunutzen sucht und der andere anders; dafür reicht das Gewicht der einzelnen europäischen Staaten nicht aus. Einzelgänge auf diesem Gebiet werden auf lange Sicht, meine ich, nicht einmal dem nützen, der sie unternimmt. Der Sache der Europäer insgesamt sind sie schädlich. Und daher bin ich mit einem so bedrückenden Gefühl vor acht Tagen aus Luxemburg zurückgekommen, wohin ich zur Ministerratssitzung fuhr, denn auch sie war ein Meilenstein mehr in der westlichen Desintegration. Aber auch hier – und lassen Sie mich mit dieser hoffnungsvollen Note enden – sind die Dinge alle in Fluss. Es kommt darauf an, was wir wollen, was unser Leitbild ist. Das meine ich ganz eindeutig: Das vereinigte Europa einschließlich Osteuropas bis zur Sowjetgrenze hin. Und die Attraktion einer wachsenden, dynamischen EWG, wie sie es in den ersten Jahren ihres Bestehens war, auf die osteuropäischen Staaten war so groß, dass Chruschtschow in Panik geriet und plötzlich anfing, seine COMECON, also seine Gegen-EWG, umzuorganisieren und festzuzurren, mit dem Ergebnis, dass er die osteuropäischen Staaten nur noch mehr verprellte und sich Rumänien dann weitgehend vom COMECON löste. also nur, wenn wir wissen, was wir wollen, und diesem Ziele zustreben, können wir auch vorhergehende Tempoverluste und Rückschläge mit einiger Ruhe hinnehmen. – Ich danke Ihnen. ■